

Einführung

Wer in alten Urkunden vom »gemeynen Volck« liest, fühlt sich freundlich angesprochen. Die altertümliche Schreibung schafft merkwürdigerweise nicht Distanz, sondern Nähe: Die Wendung scheint nicht nur weg von der unmittelbaren Gegenwart, sondern überhaupt ins Zeitlose zu führen. Das gemeine Volk, die einfachen Leute, der kleine Mann - all das sind Formeln für jene breite Schicht, die Geschichte nicht macht, sondern erduldet, und von der man oft annimmt, daß sie sich kaum je verändert hat, daß sie zumindest jahrhundertlang dem gleichen natürlichen Rhythmus verpflichtet war: harter, aber zufriedenstellender Arbeit, kargen und strengen Sitten, freundlichen und farbigen Bräuchen. Gewiß, da gibt es auch dunkle Flecken, die mörderischen Kriege etwa, die ganze Landstriche entvölkerten, oder den tödlichen Hexenglauben. Aber die Kriegswirren erscheinen wie Naturkatastrophen, und durch die negativen Züge des Aberglaubens schimmert etwas durch von höherer Magie, zu der man bewundernd aufblickt: im ganzen bleibt das Bild positiv und habhaft, Abglanz eines volleren Lebens, dem wir nachtrauern. In den letzten Jahren ist es üblich geworden, an diesem Bild zu kratzen, es in Frage zu stellen. Es sei eine sentimentale Lüge, hieß es, ein gefühligter Mythos, begründet nicht in den Tatsachen der Vergangenheit, sondern in den Bedürfnissen der Gegenwart. Der Mythos sei bezeich-

nenderweise in den Bildungsschichten entstanden: Sie versuchten, mit dieser Vorstellung einer allgemeinen Zufriedenheit und zeitlosen Harmonie die vorhandenen und noch drohenden sozialen Konflikte zu überdecken. Einzelne Schlaglichter auf die geschichtliche Wirklichkeit zeigten, daß diese Kritik berechtigt war; aber im ganzen blieb die Kritik abstrakt - an die Stelle des alten rückte kein neues Bild.

Dieses neue Bild formt sich erst allmählich heraus. Es braucht mehr dazu als eine kritische Grundhaltung; es fordert die Anstrengung historischer Kleinarbeit und die Fähigkeit, aus kargen Notizen lebendige Wirklichkeit zu rekonstruieren. Angelika Bischoff-Luithlen verfügt über diese Fähigkeit, und sie hat die Mühe archivalischer Forschung auf sich genommen. Im Umkreis ihrer engeren Heimat auf der Schwäbischen Alb hat sie Dutzende von Gemeindearchiven geordnet, hat in Hunderten von dicken Folianten geblättert, hat entziffert, was Schreiber und Schultheißen vor Jahrhunderten für notierenswert hielten, und hat sich in ihre Sprachwelt versetzt. Man muß ja erst einmal wissen, was beispielsweise ein »Kleemeister« oder eine »Leichensägerin« ist, um mit den alten Niederschriften etwas anfangen zu können; man muß sich die Arbeiten und Funktionen im früheren Dorfvergegenwärtigen, um den Stellenwert der verstreuten und spärlichen archivalischen Belege bestimmen zu können.

Angelika Bischoff-Luithlen hat die Niederschriften nicht nur übertragen und in eine für uns verständliche Sprache übersetzt; sie hat aus den im allgemeinen sehr kargen Notizen lebendige Szenen geformt. Sie zählt nicht nur auf, sondern sie erzählt, bringt die dürftigen Zeugnisse zum Sprechen, zeigt Zusammenhänge. Der Leser, der sich in die kleinen Essays über die dörfliche Vergangenheit vertieft, hat es nicht mit irgendwelchen abstrakten »Ahnen«

zu tun, sondern mit seinen Urgroßeltern, in deren Welt er hineingeführt wird: So also haben sie gelebt in ihrer für uns Heutige unglaublichen Armut, das also waren ihre Nöte, und das ihre dürftigen Freuden.

Daß auch mit dieser neuen Heimatkunde die Gefahr falscher Romantisierung verbunden ist, soll nicht verschwiegen werden. Es gibt ja eine Art Elendsromantik, ein Behagen, das sich am »einfachen Leben« der Vergangenheit berauscht, an der Enge und Überschaubarkeit nachbarlicher Kommunikation, an dem vielleicht monotonen, aber auch verlässlichen Alltag, an der Kargheit der dörflichen Lebensweise. Aber die Darstellung von Angelika Bischoff-Luithlen baut hier vor. Sie schöpft ihre Quellen vollständig aus, unterschlägt nicht die wenig humanen Züge, die eben auch aufscheinen. Vor allem zeigt sie, daß jene Dorfwelt von einst gerade *nicht* der ungestörte, organische Zusammenhalt war, den man oft hineininterpretierte, daß das Stichwort »Dorfgemeinschaft« mehr verdeckt als erklärt. Man hat für unsere Zeit, für unsere hochindustrialisierte, städtische Zivilisation die Kennmarke von der »verwalteten Welt« geprägt. Zu den wichtigsten Erkenntnissen aus den historischen Schilderungen von Angelika Bischoff-Luithlen gehört es, daß auch schon jene alte Dorfwelt in einem Ausmaß verwaltet war, das spontane Freundschaft und Kooperation wohl weit hin verhindert hat. Das mag in dieser extremen Form eine schwäbische, ja altwürttembergische Besonderheit gewesen sein; im Prinzip trifft es aber wohl die dörfliche Vergangenheit insgesamt, der man zuviel Freiheit, zuviel Selbständigkeit und zuviel Harmonie beigegeben hat.

Die Gemeinwesen, die in dem Buch von Angelika Bischoff-Luithlen in einzelnen Beispielen sichtbar werden, stellen sich dar als ein System sich durchkreuzender und überlagernder Kontrollen. Die soziale Schichtung spielte

eine wesentliche Rolle; Bauer war nicht gleich Bauer - zwischen den großen Pferdebauern, die manchmal auch noch das dörfliche Gasthaus besaßen und das Schultheißenamt dazu, den mittleren Ochsenbauern und den kleinen Seidnern klafften riesige Unterschiede. Die Gemeinden waren durchsetzt von Amtspersonen, und wenn man auch annehmen darf, daß nicht alles so heiß gegessen wurde, wie es in den herzoglichen Erlassen gekocht war - es gab doch genug Leute, deren Hauptaufgabe es war, »vorlaufende Exzesse beim Amt treulich anzuzeigen«; und viele Verordnungen, aber auch die in den Akten dokumentierten Rechtsfälle lassen auf Denunziantenstimmung, auf ein Klima des Mißtrauens und des existentiellen Neides schließen. Die Dorfbewohner, das wird aus den Studien von Angelika Bischoff-Luithlen deutlich, waren zuerst einmal Untertanen, denen selbst ihre Freuden, ihre spärlichen Vergnügen, ihr untertänigster Jubel zu Ehren des Herrschers befohlen und verordnet wurden. Selbst der Glaube war keine private, persönliche Angelegenheit; die Herren waren es ja doch, die bestimmten, ob man päpstlich oder lutherisch zu sein hatte, und die Kirchenzucht war fast militärisch streng und unerbittlich. Noch die Hoch-Zeiten des Lebens, die wenigen Feste, waren reglementiert: es war vorgeschrieben, wie man sich zu kleiden hatte, wieviel Besucher eingeladen und wieviel Gänge aufgetragen werden durften.

Auch Zeugnisse einer scheinbar freien und harmonischen Dorfgemeinschaft erweisen sich als Ergebnis bürokratischer Vorschriften - wie die Dorfbackhäuser etwa, die man heute hie und da als Reste einer uralten Tradition zu retten versucht, deren Ursprung Angelika Bischoff-Luithlen dagegen in der Feuerpolizeiordnung von 1785 verankert: Zunächst waren die Leute von den neumodischen Backhäusern keineswegs begeistert, die sie selbst zur

Winterszeit aus ihren Stuben und Küchen vertrieben. Das schließt freilich, um bei diesem Beispiel zu bleiben, nicht aus, daß die aufklärerische Verordnung von oben eine neue Form des dörflichen Verkehrs bewirkte, daß sie zur Entstehung von kleinen örtlichen Kulturzentren führte. Auch diese andere Seite bleibt in den Abhandlungen dieses Buches nicht im toten Winkel. Der realistischere, an Akten und Fakten geschulte Blick in die Vergangenheit zerstört das herkömmliche, etwas süßlich geratene Bild der heilen Welt; aber er führt nicht zwangsläufig zum Bild einer schlechterdings heillosen Welt. Angelika Bischoff-Luithlen sucht möglichst viel vom Kopf auf die Beine zu stellen; aber das ist kein rein mechanischer Umkehrprozeß. Sie legt auch jenen wahren Kern frei, der schon in den früheren Mythen steckte; er wird sichtbar in einer von den Umständen geforderten Zähigkeit und List der kleinen Leute, in der klugen Nutzung der eng begrenzten Möglichkeiten und im gelegentlichen Widerstand gegen die Obrigkeit. Dieses Buch entwirft kein glorreiches Gemälde, das die Geschichte der Werktätigen bejubelt, und es verführt auch nicht zum romantischen Ahnenkult; gleichwohl - es vermittelt Respekt vor den Menschen, die ihre kleine Existenz äußerst schwierigen Verhältnissen abringen mußten.

In der Geschichte der Volkskunde spielt das Wort von der »Andacht zum Unbedeutenden« eine wechselnde und wichtige Rolle. Zunächst war es tadelnd gemeint, von oben herab: Beschäftigung mit Lappalien, mit unbedeutenden Kleinigkeiten. Aber die Brüder Grimm münzten das Wort auf ihre eigene Arbeit, ihre unermüdliche Suche in vorher unbeachtetem Gelände. »Andacht zum Unbedeutenden« - das wurde nun zum Ehrentitel, wurde freilich auch bald zur Ausrede all derjenigen, die sich tatsächlich mit der Sammlung nichtssagender Kleinigkeiten be-

faßten. Heute, so wird man sagen dürfen, ist Andacht zum Unbedeutenden wieder gefordert. Nur die Arbeit am Detail, die Erschließung von Einzelheiten der Geschichte kann ein neues, lebendiges Bild heimatlicher Vergangenheit entstehen lassen. Angelika Bischoff-Luithlen arbeitet an diesem Bild, auch wenn sich ihr Buch anspruchslos anekdotisch gibt.

Hermann Bausinger